

Der Leidensweg der jüdischen Familie Schloss aus Saarlouis

Teil 2: Max und Clothilde Schloss – ihr Schicksal in eigenen Berichten 1942–1948. Fraulautern–Offenbach–Theresienstadt–Schweiz–Belleville

Das Schicksal des Max Schloss und seiner Frau Clotilde¹ im Konzentrationslager Theresienstadt

Das „Musterghetto“ Theresienstadt, 60 km nördlich von Prag, wurde am 24.11.1941 als Konzentrationslager (KZ) eingerichtet, und zwar hauptsächlich für Juden über 65 Jahre oder jüdische Gebrechliche über 55 Jahre mit ihren jüdischen Ehegatten, ferner für sog. jüdische „Prominente“ (Weltkriegsteilnehmer mit Kriegsauszeichnungen oder Verwundetenabzeichen).

In der Mitte des Jahres 1942 begannen die Transporte reichsdeutscher Juden nach Theresienstadt. Später trafen Transporte aus anderen von den Deutschen besetzten Ländern ein. Aus Deutschland waren es rund 43.000 Personen, aus Österreich 15.000, 5.000 Juden aus den Niederlanden und 466 aus Dänemark kamen hinzu. In den letzten Kriegsmonaten kamen 1.500 Bürger jüdischer Herkunft aus der Slowakei und etwa 1.000 aus Ungarn in Theresienstadt an. Gegen Ende des Krieges nahm das Lager etwa 13.000 Menschen auf, die mit sogenannten Evakuierungstransporten aus dem Osten in Theresienstadt eintrafen.

Die Häftlinge lagen auf Strohsäcken und kalten Betonfußböden. Sie lebten von dem mitgebrachten Proviant, denn eine Lebensmittelversorgung gab es im Ghetto noch nicht. In einem Raum, der für 10 Soldaten gedacht war, wohnten 50 Häftlinge. Die Männer durften nicht mit ihren in anderen Kasernen untergebrachten Frauen sprechen. Nur einigen ausgewählten Häftlingen war es erlaubt zusammenzuwohnen. Die Häftlinge bewohnten die großen Kasernen und die anderen Gebäude der Stadt. Sie wohnten auf Dachböden, in Hauseingängen und Kellern, auf den Höfen, in den Verschlägen und in den Kasematten in unerträglicher Enge.

Vom 9. Januar 1942 an hing die Deportation in den Osten als ständige Drohung über den Häftlingen, die nicht mehr zur Ruhe kamen, in ständiger Angst vor dem nächsten Transport lebten. Während in den Konzentrationslagern des Ostens die Vernichtung der Juden in vollem Gange war, sollte das „Vorzeigelager“

oder „Reichsaltersheim“ Theresienstadt ein Beweis für die „Menschlichkeit“ der NS-Judenpolitik sein. 1944 wurde im KZ ein nationalsozialistischer Propagandafilm hergestellt mit dem Titel „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“. Zu diesem Zweck und auch um eine Kommission des Internationalen Roten Kreuzes zu täuschen, wurden u.a. Straßen geteert. Häuser renoviert. Sport- und Musik-Veranstaltungen durchgeführt. Die Bezeichnung Ghetto diente der Verschleierung der eigentlichen Funktion des KZs; denn in Wirklichkeit war Theresienstadt ein Durchgangslager im Gesamtkonzept der „Endlösung“ der Judenfrage für Deportationen in die Vernichtungslager des Ostens, vor allem Auschwitz. Von den etwa 152 (XK)-Juden, die in das KZ eingewiesen wurden, kamen 85.934 in die Vernichtungslager; dort sind fast 84.000 von ihnen umgekommen. Wegen der katastrophalen Lebensbedingungen im KZ, der unzureichenden Verpflegung und der Zwangsarbeit, zu der viele Lagerinsassen trotz ihres hohen Alters verpflichtet wurden, war die Sterblichkeit groß. Insgesamt sind in Theresienstadt etwa 34.000 Juden gestorben oder getötet worden. Am 8. Mai 1945 wurde Theresienstadt durch sowjetische Truppen befreit; zu diesem Zeitpunkt befanden sich dort noch über 30.000 Juden.

Den folgenden Brief, den Max Schloss am 26. Juni 1945 im Flüchtlingslager „Les Avants“ in der Schweiz an seine Kinder und Verwandten schrieb und in dem er sein Schicksal und das seiner Frau während der NS-Zeit, vor allem in Theresienstadt, schildert, ist an seinen Sohn Dr. Oskar Schloss (Rechtsanwalt) gerichtet, der vor dem Krieg noch rechtzeitig in die USA emigrieren konnte.

Meine lieben Kinder, meine Lieben Alle!²

Endlich, endlich ein Lebenszeichen von Euch! Dass wir uns riesig gefreut haben, mal wieder Eure Handschrift zu sehen, brauche ich wohl nicht zu versichern.

Und nun zu uns: Über die Schreckensnacht vom 9.11.38 seid Ihr wohl von mir oder von J. [Julius] unterrichtet worden. Nachdem Julius aus Dachau, wo damals auch Onkel M. und Arthur waren, zurückkam, ging er, der Not gehorchend, nach Shanghai. Nur durch Zufall bekam er damals eine Schiffskarte zu 1.500 Mark. Kurz vorher hatte ihn die Saarbrücker Gestapo mehrmals aufgefordert, sofort das Land zu verlassen, da sie ihn sonst

1 Erschens, Hermann: Geschichte der ehemaligen Judengemeinde in Leiwien, S. 76ff

2 veröffentlicht in Erschens: Geschichte der ehemaligen Judengemeinde in Leiwien

wieder festnehmen müsse. Es wurde ihm gestattet, einen Teil seiner Briefmarken und ein neu angeschafftes Akkordeon mitzunehmen. Sein Schlagzeug hatte die Nazibande in der Nacht vom 9.11.38 kurz und klein geschlagen.

Infolge des Drängens der Partei wurde uns die Wohnung in der Ottostraße [Otto Schmelzer Str., heute Ulmenstr.] gekündigt, und wir zogen in das der Witwe Nathan L.³ gehörende Haus. Das war am 31.8.39. Die Möbelwagen mußten Mutti und ich zum größten Teil selbst laden. Zum Glück konnten wir 12 Stunden vorher noch ein Zimmer für 350 Mark verkaufen, das in der neuen Wohnung doch nicht unterzubringen gewesen wäre.

Notar S., der die verzogene Witwe L. vertrat, war sehr anständig zu uns. Todmüde machten wir uns ein provisorisches Nachtlager zurecht. Ein Teil der Möbel stand noch im Möbelwagen auf der Straße. Am 1.9.39 um 8 Uhr morgens kam der Befehl, die Stadt wegen des Krieges zu räumen. Meine Bemühungen bei einigen maßgebenden Nazis wegen Einreihung in einen Sammeltransport blieben erfolglos. Bei Bäcker K. tranken wir Kaffee. Da es hieß, die Elektrische werde bald den Betrieb einstellen, packten wir für jeden einen Handkoffer. Mutti machte ein Mittagessen zurecht, wir depeschierten an Onkel J., dass wir zu ihm kommen würden.

Wir ließen alles stehen und liegen, auch die Möbelwagen auf der Straße, und fuhren mittags zum Bahnhof und nach Saarbrücken. Von dort konnten wir gegen 5 Uhr einen Zug nach Frankfurt bekommen und waren etwa um 10 Uhr in Frankfurt. Nicht viel früher war auch unser Telegramm dort eingetroffen.

Die Bemühungen von Onkel J. uns im Hause behalten zu können, waren erfolglos, da 8 Tage früher Frankfurt für den Zuzug von Juden gesperrt worden war. Wir wohnten nun ca drei Wochen schwarz dort. Wir versuchten dann, in Offenbach unterzukommen. Die Polizeidirektion gestattete uns einen Monat. Während dieses Monats kam ich ins jüdische Krankenhaus wegen Venenentzündung. Nach der Entlassung meldete ich mich auftragsgemäß bei der Polizei und erhielt die Erlaubnis, in Offenbach zu bleiben. Weitere Juden wurden dann in Offenbach auch nicht mehr zugelassen. Es ging uns in Offenbach verhältnismäßig gut. Mutti arbeitete in einer Kartonagenfabrik, ich machte Heimarbeit für Schuhschmuck. Als die Nazis immer fester Fuß faßten und wir den Judenstern tragen mußten, wurde alles beschwerlicher. Zwei Straßenbahner ließen uns nicht mehr in die Straßenbahn: die Direktion hatte keine Macht über sie. Bei hohem Schnee mußte Mutti um halb 7 morgens zur Fabrik, selbstredend brachte ich sie stets hin.

Trotz Bescheinigung der Direktion wurde ich von einem Übernazi-Schaffner einige Male aus der Elektrischen ausgewiesen und mir der in Stücke gerissene Fahrscheinblock vor die Füße geworfen. Der größte Teil der Fahrgäste war, wie aus ihren Mienen zu schließen war, damit nicht einverstanden; es hatte aber keiner den Mut, etwas zu sagen. Hitler hatte alles gut eingefädelt. Die Geschäftsinhaber waren zu uns hochanständig. Wir erhielten hinten herum Zucker, Obst, Taschenlampenbatterien und manches andere, wonach die Nazis sich die Finger geleckt hätten. Den Judenstern mußten wir bei diesen Einkäufen trotz strengem Verbot selbstredend zudecken. Auch telefonieren durften wir nicht mehr. Unsere besten Kleider, Pelze, Radio, Grammophon etc. wurden uns genommen. Trotz bitterer Kälte erhielten wir pro Woche nur einen Zentner Briketts. Ein im Hause wohnender arischer Friseur gab uns geheim als mal was ab; auch schnitt er mir das Haar trotz öfterer Verwarnung seitens der Partei. Er lieh uns einen Kleiderschrank und kaufte von uns ein Oberbett, das wir im Sommer 1939 an Onkel J. geschickt hatten. Wir hatten damals Bett- und Leibwäsche, Kleider, Schuhe, ein silbernes Kaffeeservice und vieles andere an Onkel J. geschickt. Nun ist alles futsch. In Offenbach nahm ich regelmäßig englischen Sprachunterricht und machte auch, wie mein Lehrer sagte, ganz gute Fortschritte. Die beste Methode, die allerdings erst im Frühjahr 1942 in Anwendung kam, war der Unterricht durch Schallplatten. Ich kaufte ein gebrauchtes Grammophon und ließ aus Berlin die ersten 6 Platten (Stück 7 Mk) kommen. Bei meiner Heimarbeit stand der Apparat neben mir, und eine Platte erzählte mir allerhand auf Englisch. Ein Nachschlageheft war selbstredend dabei. Aber ich hatte wiederum die Rechnung ohne Hitler gemacht. Nach höchstens sechs Wochen wurden der Apparat und die Platten, gelinde ausgedrückt, requiriert. 1940 und 41 habe ich drei- oder viermal eine gebrauchte Schreibmaschine gekauft und sie mit anständigem Nutzen wieder verkauft.

Während unsere Sonntagsbesuche bei H. sehr mies waren, waren die bei L. sehr nett. Kuchen brachten wir mit, und Frau L. kochte guten Kaffee, den sie aus Holland erhalten hatte. Mit Frau L. zusammen wohnten drei Schwestern. Onkel J. brachte ihnen sehr oft Kartoffeln, Gemüse etc., was Juden sonst nicht erhalten konnten. Fräulein G. sagte stets: „Da kommt unser Gott, ohne ihn wären wir längst verhungert.“ Als dann von Frankfurt die Juden deportiert wurden, kamen zuerst Fräulein G. und die gelähmte Schwester an die Reihe. Die Schwester, die früher das Geschäft in Frankfurt hatte, war kurz vorher in Frankfurt gestorben. Wohin die Transporte gingen, erfuhr niemand. Viele Personen wurden beim Abtransport rigoros behandelt und mißhandelt. Im nächsten Transport kam Frau L. dran. Dieser Transport (Nr. XII/2) bestand aus 1110 Personen und traf am 2.9.42 in Theresienstadt ein. Wie mir Herr Theodor S. später in Theresienstadt erzählte, starb Frau L. bereits am 12.9.1942. Sie bekam

3 Karoline Weil, * 08.11.1861 Oberlahnstein, + 1943 Lyon, Ehefrau von Nathan Lazar. Sie wohnte in Saarlouis in der Adlerstraße 14

Schützengraben, sagte der Beamte). Füllhalter, Bleistifte, Geld, Briefmarken, Notizbücher, Papiere, Militärpaß, Auswanderungspapiere, kurzum alles konnten die Räuber gebrauchen. Muttis Handtasche. Toilettensachen, wurde ganz geleert. Einer alten Dame, die eine Frage stellte, schrie ein ca. 30jähriger Beamter ins Gesicht: „Halt’s Maul, du alte Judensau!“ Deutsche Kultur! Unser früherer Lehrling Max K., der mit seiner Familie schon vorher in Darmstadt eingetroffen war, suchte uns sofort auf und war uns sehr behilflich. Als wir nach 10 Tagen abreisten nach Theresienstadt, suchte er weinend seine 80jährige Mutter und konnte sie nicht mehr finden. Er selbst mit Frau und Tochter war in einem nebenan liegenden Schulhaus untergebracht, da Leute unter 65 Jahren für einen anderen Transport bestimmt waren, aber mit uns nicht verkehren sollten. Des Nachmittags wurden wir dort täglich eine halbe Stunde im Hofe im Kreise herumgeführt. Weshalb? Als ich am Morgen nach der ersten Nacht auf den Korridor trat, kam ein Beamter auf mich zu mit den Worten: „Fassen Sie mal hier an!“ und zeigte auf ein an dem Boden liegendes, in eine Bettdecke gewickeltes Etwas. Unter dem Vorantritt des Beamten trugen wir zu dreien das Bündel, es war die Leiche einer nachts verstorbenen Dame, in den Keller und waren entlassen. Fast täglich hatten wir irgendeine Revision oder irgendeine Unterschrift zu leisten.

Am 27.9.42. einem regnerischen Sonntag, morgens 6–7 Uhr ohne Frühstück antreten zur Abreise der alten Leute. Wieder auf Lastwagen zum Bahnhof, in Personenwagen eng zusammengepfercht. Im Zug sollte es Kaffee geben, er kam aber nicht. Die Türen waren verschlossen. Die Fenster durften nicht geöffnet werden. Am 28.9.42 um 14 Uhr kamen wir bei entsetzlicher Hitze an dem 3/4 Stunde von Theresienstadt entfernten Bahnhof an. Mutti hatte vier Kleider übereinander an, ich zwei Anzüge und zwei Paletots. Nur die Nichtgehfähigen wurden auf Lastwagen in die Stadt gefahren, wir mußten laufen. Die Hitze, die Kleidung, das Handgepäck, es war ein furchtbarer Weg: wir gingen ca. 1 1/2 Stunden. Viele blieben am Wegrand erschöpft liegen. Wir waren 1287 Personen. Unterwegs begegneten uns ca. 6 Leichen, die in die Leichenhalle gebracht wurden. Wir kamen in die Schleuse, eine Art Zollstelle, wo ein entsetzliches Gedränge herrschte. Das, was man uns in Darmstadt noch gelassen hatte, wurde uns dort abgeholt. Dort verloren wir auch Frau S. aus den Augen. Es gab dort unsere Quartierzettel. Glücklicherweise kamen Mutti und ich in einen Block zusammen, es war Q 211.

Zwischen 19 und 20 Uhr trafen wir vollkommen erschöpft dort ein. Unser aufgegebenes Gepäck, auch Schlafdecken, war noch nicht da, aber wir schliefen trotzdem auf der Erde bald ein. Muttis Zimmer (12–15 Personen) war von meinem Zimmer (10 Personen) ca. 50 Schritte entfernt. Unser Essen mußten wir in der ca. 300 m entfernten Magdeburger Kaserne holen. Da dort mehrere tausend

Geheime Staatspolizei		Darmstadt, den 27. September 1942			
Staatspolizeistelle Darmstadt		IV B 4			
Wohnsitzverlegung					
nach Theresienstadt.					
Öffentliches Verzeichnis.					
Inf. Nr.	Zuname	Vorname	geb. Stand	geb. datum	Wohnort und Straße
345	Schloß	Max J.	verh.	19.12.72	Offenbach, Naunusstr. 30
346	Schloß geb. Max	Clotilde S.	verh.	11. 6.77	" " 30
					" " 30

Abb. 2: „Wohnraumverlagerung“ nannte man die zwangsweise Übersiedlung



Abb. 3: Straßensicht des Ghettos Theresienstadt



Abb. 4: Blick in einen „Lebensraum“

Menschen Essen holten, mußte man oft stundenlang im Freien Schlange stehen. Überhaupt war bei allen Gelegenheiten das Schlangestehen etwas Selbstverständliches. Die ersten acht Tage waren mit Gepäcksuchen und mit Versuchen, die Lagerstätte zu verbessern, ausgefüllt. Das

Gepäck kam nur tropfenweise in unseren Besitz. Einmal kam ein Teil in dieser Kaserne an, das andere Mal in jener Kaserne. Es gab dort 6–8 Kasernen, in denen diejenigen untergebracht waren, die nicht wie wir in Häuserblocks wohnten. Gut war es nirgendwo, Wanzen und Flöhe überall. Neben mir an der Erde lag Rabbiner Dr. F., ehemals erster Sekretär der Buebois Loge, neben

Die Aussiger Kaserne

Nach und nach verbesserten wir unsere Lagerstätten, so gut es eben ging. In meinem Zimmer wohnten außer den oben genannten zwei noch einige gebildete Herren. Da es aussichtslos war, einen Büro- oder sonst guten Posten zu bekommen, meldete ich mich freiwillig zum Straßen-



Abb. 5: Luftbild-Teilansicht von Theresienstadt, wo zig-tausende europäische Juden hausten oder durchgeschleust wurden. Bei der Befreiung des Lagers am 8. Mai 1945 „lebten“ dort noch etwa 30.000 Menschen

diesem Dr. L. aus Berlin, der bereits mit 18 Jahren katholisch getauft worden war. L. knabberte stets in aller Frühe trockenes Brot, und jeden Morgen flüsterte Dr. F. mir zu: „Der Goi ist schon wieder am Fressen!“ Dr. F. war 1863, L. 1869 geboren. Beide starben in diesem Zimmer, vermutlich infolge Unterernährung. Beide erhielten, genau wie wir keine Päckchen und keine Pakete. Aus zusammengesuchten Brettern und Latten zimmerte ich mir ein Gestell, auf welches ich meine Matratze legte. Mutti hatte viele Monate keine Matratze. Die meinige lehnte sie energisch ab. Zum Glück hatte Onkel J. uns einige Geschirre mitgegeben, die wir im Handgepäck mit uns trugen, sonst hätten wir tatsächlich nicht gewußt, womit wir unser Essen fassen sollten. Auch zwei Feldflaschen und Sonstiges, Rucksäcke etc. hat er uns noch in letzter Minute besorgt. Wir hatten aus Offenbach auch zwei schöne neue Handkoffer mitgenommen und aufgegeben, aber in Theresienstadt wurden alle Koffer von der SS beschlagnahmt und in die „Aussiger Kaserne“⁴ gebracht. In dieser Kaserne war ein Warenlager geschleuster Gegenstände, mit denen man 100–200 Warenhäuser wie Tietz bequem hätte einrichten können.

Reinigungsdienst. Es gab dafür etwas mehr Margarine und etwas mehr Zucker. Herr W. und Frau B. trafen wir nach einigen Tagen, sie waren einige Monate vor uns mit einem rheinischen Transport in Theresienstadt eingetroffen. Sie erzählten uns u.a. dass $\frac{1}{2}$ Jahr früher 17 junge Männer in Theresienstadt gehängt wurden, weil sie nach Hause schrieben, sie hätten Hunger. Die Exekution mußte von jüdischen Kameraden vorgenommen werden. Wir trafen auch Fritz S. mit Frau und Tochter, Isidor L. und andere. Das Arbeiten in der frischen Luft bekam mir sehr

4 Zu Beginn der Ghettozeit diente die Aussiger Kaserne als Schleuse, dann als Zentrallager, das im Juni 1942 in die Bäckerei verlegt wurde. Später wurde hier die zentrale Kleiderkammer errichtet, in der das den Häftlingen geraubte Gut (Textilien usw.) aufbewahrt wurde. Nach dem Sortieren wurden die guten Sachen ins Reich geschickt, die minderwertigen nach einem bestimmten Bezugssystem an die Ghettobevölkerung verteilt, die übrigen wurden den Geschäften übergeben, in denen sich die Häftlinge die Sachen kaufen konnten. Ab März 1943 lag die Kaserne jenseits der „Umgehungsstraße“, also außerhalb des Ghettos.

gut, aber der Appetit wurde dadurch leider größer. Unsere Margarine vertauschten wir gegen Brot, da Brot und Kartoffeln zum Sattwerden doch die Hauptnahrungsmittel sind. Auch Herr und Frau Siegfried W.⁵ ein Bruder von Frau Nathan L., der in der Adlerstraße 14 die Etage unter uns bewohnte, trafen wir dort. Es waren sehr nette Leute, die früher in Landau wohnten. Als wir sie Anfang November 42 mal wieder besuchten, sie wohnten beide in der Dresdener Kaserne, fanden wir die arme Frau in Tränen aufgelöst allein, ihr Mann war tags zuvor zur Kremation gekommen. Als sie ihn, der drei Tage krank war, in der Krankenstube der Kaserne besuchen wollte, begegneten ihr auf dem Flur zwei Träger, die auf der Bahre eine ausnahmsweise große Leiche trugen (Herr W. war ca. 2 m groß); sie frug nach dem Namen, es war ihr Mann. Denkt Euch, wie furchtbar! In New York haben sie eine verheiratete Tochter. In Theresienstadt starben auch mindestens 30 Personen aus Offenbach, darunter auch unsere Wirtin, Frau S. Sie konnte bei dieser Kost unmöglich am Leben bleiben. Wir brachten ihr öfters Brot, Knödel etc., was wir entbehren konnten. Ihr werdet fragen wieso? Mutti kam auf die Idee, durch Strümpfstopfen und sonstige Stopf- und Näharbeiten Lebensmittel zu verdienen. Ihr erster Kunde war ein Essenkartenknipser, dem sie einen Pullover stopfte. Sie ging auf die Suche und fand gute Kunden. Sie fußte auch Strümpfe an und war bald sehr tüchtig in diesem Fach. Nun hatten wir fast immer reichlich Essen. Leider kamen sehr oft gute Kunden in Transporten weg. Die Tschechen, die größtenteils viele und große Lebensmittelpakete von zu Hause erhielten, konnten gut ihr in Theresienstadt gefasstes Essen abgeben. Außerdem hatte Mutti auch Kunden und Kundinnen beim Küchenpersonal und bei den Essenausgebern. Ohne diese zusätzlichen Lebensmittel wäre ich auch an Unterernährung zugrunde gegangen. Frau S. starb am 31.12.42, Herr W. am 10.2.43, Frau B. am 20.2.43, Fritz S. am 5.2.43. Frau S., die sehr oft krank war, kam dann später mit ihrer Tochter in einen Transport. Auch Mutti und ich waren sehr oft krank. Mutti rackerte sich sehr ab, sie war direkt eine Heldin. Eines Tages wog sie mit Kleidern noch 72 Pfund. Meinen Straßenkehrer-Posten hatte ich längst aufgegeben. Eines Tages gab es in unserem Block Bettstellen, d. h. aus rohen Brettern zusammengenagelte, in der Höhe zwei übereinander, in der Breite eine dicht an der anderen. Damit wuchs die Wanzenplage enorm an. Mutti hat mal zeitweise jede Nacht 200–300 Stück gefangen. Es war kaum zum Aushalten. Der Winter 1942/43 war sehr kalt und

nass und wir froren viel. Auf der Straße hatte fast jeder Tropfen an der Nase. Um das Essen beim Nachhausetragen nicht kalt werden zu lassen, aßen wir es größtenteils gleich beim Empfang im Hof der Magdeburger Kaserne. Wenn einem der Tropfen von der eigenen Nase ins Essen fiel, beachtete man das auf die Dauer nicht mehr; wenn einem aber der Tropfen von Nachbars Nase hineinfiel, war das furchtbar peinlich, aber man konnte das Essen doch nicht wegschütten.



Abb. 6: Aktuelles Foto der Aussiger Kaserne in Theresienstadt

Nach den fehlenden vier Gepäckstücken sowie nach in Offenbach aufgegebenen Matratzen, Oberbetten etc. frugen wir alle paar Tage, aber sie kamen nie in unseren Besitz. Da es viele Leute gab, die den Mut besaßen, von Hause Geld versteckt mitzunehmen, blühte der Schwarzhandel enorm. Es wurden oft Razzien abgehalten, und diejenigen, bei denen Geld oder Zigaretten gefunden wurden, kamen bestimmt in den nächsten Transport. Sie haben ihr Leben leichtsinnig aufs Spiel gesetzt. Für Zigaretten wurden durchschnittlich 2–8 Mark pro Stück gezahlt. Für ein ganzes Brot 20–60 Mark. Leckerbissen hatten Phantasiepreise. Ein Stück Rasierseife bis zu 25 Mark. Mutti sammelte auch Brennesseln, die sie gegen Lebensmittel vertauschte. Die Leute machten davon Gemüse, um dem Körper Vitamine zuzuführen. Wir bekamen in den ersten zwei Jahren weder Gemüse noch Obst. Es gab hauptsächlich Extraktsuppen und Kartoffeln. Später gab es dann diese dicken Rüben, womit zu Hause das Vieh gefüttert wird. Infolge des Vitaminmangels gab es außer den Sterbefällen viele Nachtblinde. Eines Tages erschien aus dem Reich eine Kommission arischer Ärzte, um diese Augenkrankheit zu studieren. Auch ich war einige Tage davon befallen, ich mußte von allem was haben. Man hatte aber glücklicherweise ein erstklassiges Mittel in der Augenambulanz, und zwar „Vogan“. Ich bekam einmal 10 und einmal 5 Tropfen zu trinken, und die Nachtblindheit war weg. Überhaupt waren wir mit den Ambulanzen gut dran. Es gab dort erstklassige Ärzte. Ein Augenarzt Dr. S. aus Wien und ein Hofrat Dr....aus Wien waren enorm tüchtig. Der letztere starb auch an Unterernährung. Gegen Durchfall hatte man nur Bolus alba und zuweilen, aber nur selten, auch mal Tanalbin. Tierkohle gab es immer, aber die nützte in Theresienstadt

5 Siegfried Weil, Saarlouis, * 27.09.1871 Oberluthstadt, + 10.11.1942 Theresienstadt/Ghetto, verheiratet mit Johanna Jacob, seine Schwester war Karoline Weil, Frau von Nathan Lazar

nichts. Opium gab es leider nicht. Ein Schieber verlangte von mir einmal 10 Mark für eine Tanalbin-tablette. Mir sowohl wie Mutti half sehr gut ein Thermophor. Mutti erhielt einen von einer Kundin, er hat uns auch hier schon gute Dienste geleistet. Als die Ernährung anfang, besser zu werden, gab es auch als mal Marmelade: wir vertauschten sie wieder gegen Brot.

Am 1.4.43 gab es bei uns einen kritischen Tag erster Ordnung. Ich ging am Abend zuvor gesund zu Bett. Als ich morgens 8 Uhr noch immer im Bett lag und röchelte, rief man Mutti und den Arzt. Die Kameraden erklärten, ich hätte bereits in der Nacht geröchelt, hielten es aber nicht für nötig, Mutti zu benachrichtigen. Ich wurde untersucht, und man hielt mich für in der Agonie liegend. Ich erhielt weder eine Spritze noch sonst etwas. Der Arzt und die Umgebung hatten mich aufgegeben. Als der Arzt mein Augenlid hochklappte und Mutti das verlöschende Auge sah, schrie sie furchtbar auf und rief dauernd: „Männchen, bleib doch bei mir, lass mich doch nicht allein!“ Gegen 11 Uhr schlug ich die Augen auf und sah erstaunt um mich. Ich fühlte mich sehr schwach und wußte von nichts. Mutti päppelte mich in einigen Wochen wieder hoch, teilweise leider auf Kosten ihrer eigenen Gesundheit. Etwa 14 Tage nach dem Vorfall (es war ein Herzkollaps) frug ich: „Mutti, hast du mir damals etwas ins Ohr geschrien, mir ist so als ob du mir etwas zugerufen hättest.“ „Ja“, sagte sie. „Ich habe gerufen, du sollst bei mir bleiben, und Gott hat den Ruf gehört.“ Jedenfalls war meine Rettung ein großes Wunder. Herr M. aus Dillingen, den ich oft sah, begegnete mir eines Tages weinend auf der Straße: „Herr Schloss, ich bin ein armer Mensch, meine Frau ist diese Nacht gestorben.“ Nathan S. und sein ältester Bruder starben auch in Theresienstadt, der jüngere Bruder kam in einen Transport.

Des Samstags wurde gearbeitet wie werktags. Die Juden haben gezeigt, daß sie alles arbeiten können. Sie bauten auch eine Bahn von der Hauptstrecke nach Theresienstadt, ein schweres Stück Arbeit, da auch starke Festungsmauern niederzulegen waren. Gottesdienstgelegenheiten gab es reichlich, samstags war ich auch dort. Sehr oft wurde von den Rabbinern abwechselnd gut gepredigt. Der polnische Gottesdienst allerdings gefiel mir gar nicht. Die Polen und die Tschechen waren in der Tora und den anderen Schriften kolossal erfahren. Aus Prag und Wien hatten wir mehrere Rabbiner. Am ersten Jahrestag unseres Eintreffens in Theresienstadt veranstaltete Rabbiner Dr. N. aus Frankfurt a. M. eine Gedächtnisfeier für die von unserem Transport (XV11/1) in Theresienstadt Verstorbenen. Von den 12X7 Transport-Teilnehmern waren 800 Personen tot. Die Zahl aller Toten in Theresienstadt betrug Ende September 1943 ca. 27000. Die Zahl der Ghetto-Insassen schwankte zwischen 35000 und 60000. Transporte gingen. Transporte kamen. Als W. tot war, wollte ich ihm, der doch stets so viel Wert auf Kowitz legte, einen Nachruf bei der Leichenfeier verschaffen. Ich ging zu dem

Rabbiner Dr. S., der mir sagte, daß das ohne die Zustimmung des Oberrabbiners Dr. L. (aus Prag oder Wien war der Herr) nicht möglich sei, er wisse ja übrigens auch nicht, ob er am Tage der Kremation zu amtieren hätte. Es gab damals täglich drei Leichenfeiern: um 8, um 10 und um 14 Uhr. Jede Leiche wurde, nachdem sie in dem an der Leichenhalle anschließenden Raum von freiwilligen frommen Helfern gewaschen war, in einen primitiven Holzsarg gelegt. Die Särge wurden mit Pappdeckelstückchen versehen, auf denen die Namen standen, und in der Halle, die sich dicht vor der Stadt befand, aufgeschichtet. Bei W.s Feier waren es genau 50 Särge. Bei dem Oberrabbiner war es schwer, etwas zu erreichen. „Hier sind wir alle gleich, und Ausnahmen sollen keine gemacht werden.“ Ich ließ mich nicht abweisen, wies auf die Verdienste W.s um die Gemeinde, den Friedhof, die Armenpflege, Sterbekasse etc. und seine ca. 40jährige Tätigkeit hin, und meinem Antrag wurde dann stattgegeben. Ich machte dem bei der Leichenfeier amtieren den Rabbiner die erforderlichen Angaben, und bei der Feier wurde Herrn W. ein schöner Nachruf gewidmet. Der Rabbiner begann: „Wenn es hier auch nicht Sitte ist, einen einzelnen Menschen besonders hervorzuheben, so müssen wir doch eines Mannes, und zwar Herrn Ludwig W. aus Saarlouis gedenken, der ...“ Eine Schwester und eine Schwägerin von W. waren mehr als erstaunt, als sie diese Worte hörten. Frau B. konnte der Feier nicht beiwohnen, sie hatte kurz vorher einen Armbruch erlitten. Sie starb dann, wie ich ja schon erwähnte 10 Tage später. Eine besondere Klasse bildeten in Theresienstadt die Prominenten. Sie trafen, von der Gestapo zu Hause als prominent bezeichnet, in Theresienstadt ein. Jedenfalls hat das zu Hause viel Geld gekostet. Sie hatten in Theresienstadt abgeschlossene Zimmer mit richtigen Möbeln etc., hatten gute Büro- oder sonstige Posten und kamen auch mit Essen nicht zu kurz. Rechtsanwalt Albert M. aus Stuttgart, der mit Frau im April 1943 ankam und ganz erstklassige Zeugnisse mitbrachte, er war Reserve-Offizier mit EK1, konnte es nicht erreichen, als prominent bezeichnet zu werden. Er wurde schlapp und sehr viel krank; Mutti besorgte ihm Schleimsuppen etc., die er stets gierig verzehrte. Seine Frau mußte in der Nähstube arbeiten. Gesund wurde Albert M. erst, als der zweite Vetter von Mutti, Dr. Julius M., ebenfalls mit Frau aus Amsterdam nach Theresienstadt kam. Der seinen Bruder Albert dann gesund machte. Er kam dann als Zensor zur Post. Die Zensoren hatten viel Arbeit, dabei ist unsere Post, die vom Zensor zur SS ging, zu 95–100 % nie zum Adressaten gelangt. Ebenso war es auch umgekehrt. Wir bekamen während des 28monatigen Aufenthalts eine einzige Postkarte. [...] alles arbeiten können.

In Theresienstadt kamen im August 43 1200 verwaiste polnische Kinder im Alter von 3–12 Jahren, verlumpt, verlaust, in jeder Beziehung verwahrlost, an. Sie schrien dauernd: „Vergast uns nicht, erschießt uns lieber!“ Was mit ihnen geschah, erfuhren wir nicht.

Eine halbe Stunde von Theresienstadt entfernt gab es eine Filiale, in der die SS nach dem Schema von Buchenwald gehaust haben soll. Man hörte täglich Gewehrschüsse. Die Bestraften von Theresienstadt kamen dorthin. Man sah niemals einen wieder. Entweder wurden sie getötet oder von dort weitertransportiert. Die Filiale, die auch dem Th.-Kommandanten unterstellt war, hieß „Die kleine Festung“. Auch vor diesem Los hat mein Schutzengel mich bewahrt, und zwar: Ich war eines Tages bei bitterer Kälte am Kohlenschleusen, als hinter mir eine Kommandostimme ertönte. Ich drehte mich um und sah den Lagerkommandanten, SS-Obersturmführer R., mit seinem Adjutanten vor mir stehen. „Hast du nicht gelesen, was dort steht?“ sagte er und zeigte auf ein in der Nähe neu angebrachtes Schild, auf dem zu lesen war, daß das Nehmen von Kohlen streng verboten sei. Ich nahm den Hut ab, die Knochen zusammen und sagte: „Nein, ich habe nicht hingesehen.“ Er sah mich einen Moment scharf an und schrie dann: „Leer deinen Kübel aus!“ und ging, es war kaum zu glauben, weiter. Mit Herzklopfen und dem leeren Kübel schwankte ich nach Hause. Wäre der Adjutant, der ein ganz gefährlicher, gefürchteter SS-Offizier war, allein gewesen, hätte er mich bestimmt verhauen und nach der kleinen Festung geschickt. Wiederum eine wunderbare Errettung! Die ganz unverständliche Milde des Kommandanten schreibe ich dem Umstand zu, daß damals (Dezember 44) er schon wußte, daß die Tage Deutschlands und der Herrlichkeit der SS bereits gezählt waren. Im Allgemeinen hatte sich der Ton des Kommandanten Ende 44 zu unseren Gunsten geändert. Weshalb ich Kohlen geschleust habe: Wir hatten bitter kalt, in Muttis Stube fehlten von 8 Fensterscheiben nur 4 Stück. Ein kleiner Ofen war da. Wenn man genug Holz und Kohlen schleuste, konnte man die Stube wenigstens einigermaßen warm machen. Man konnte dann auch auf dem Ofen Brot rösten (Das Brot war manchmal miserabel und manchmal prima), man konnte sich geschleuste Kartoffeln kochen, auch Malzkaffee etc. Die Tschechen, die alle Zutaten von zu Hause erhielten, kochten und backten sich allerhand gute Sachen. Wenn Mutti von ihrer Kundschaft als mal Haferflocken bekam, wurden diese wie Gold verwahrt für die leider so oft eintretenden Durchfälle, die stets mit sehr schädlichen Darm-Entschleimungen verknüpft waren. Einmal, als Mutti mal wieder schwer daniederlag und auch ihr sie täglich besuchender Vetter Dr. M. ihr nicht helfen konnte, erschienen vor Einbruch der Dunkelheit zwei Krankenträger mit einer Bahre, um Mutti auf Veranlassung der sie behandelnden Ärztin, die nebenbei bemerkt sehr tüchtig war, ins Krankenhaus zu bringen. Ich wohnte damals in einem anderen Block, war aber glücklicherweise bei Mutti, als die Träger kamen. Mutti hatte eine furchtbare Angst vor dem Krankenhaus. Da drei ihrer Zimmergenossinnen nur als Leichen aus dem Krankenhaus kamen, redete sie sich ein, daß auch sie dort sterben müsse. Ich

sagte mir, daß eine derartige Einstellung den Zustand nur verschlimmern könnte, und wir beschloßen, uns zu weigern, obwohl auch Dr. M. die Krankenhausbehandlung vorzog. Wir logen, daß Mutti sich besser fühle, sie hatte hohes Fieber und blieb in ihrer Stube. Unsere Schutzengel haben uns wieder beigegeben, und Mutti wurde allmählich wieder gesund. Nach diesem Fall wog sie noch 72 Pfund. Wenn ich auf der Straße, sie lief ja immer schneller als ich, hinter ihr herging und die Kinderbeinchen sah, kamen mir stets die Tränen in die Augen. Trotzdem mußte das Beste vom Essen immer ich essen. Wir hatten bei der Ambulanz uns gut gesinnte Ärzte, die uns öfters Diät-Kost verschrieben. Diese Speisen, die zwar etwas weniger waren als die Normalkost, waren dafür schmackhafter und besser zubereitet. Die Verordnung gab es aber nur für 14 Tage. Es gab auch Rekonvaleszenten, denen sie des Abends als Zusatz zur Normalkost gegeben wurde, auch jeweils für 14 Tage. Auch diese erhielt Mutti einige Male. Die Prominenten allerdings erhielten sie öfters. Überhaupt war Korruption an der Tagesordnung. Was das oben besprochene Schleusen betrifft, gab es das nicht nur bei Holz und Kohlen, sondern in verstärktem Maße auch bei rohen Kartoffeln. Es beteiligten sich dabei die feinsten Leute, ausgeschlossen diejenigen Tschechen, die genügend Kartoffeln von zu Hause geschickt bekamen. Als ich einmal in dunkler Nacht Schmiere stand, während ein Zimmerkollege mit einem langen Stock, an dem unten ein spitzer Nagel befestigt war, die Kartoffeln aus einem Kellerloch der Hamburger Kaserne herausfischte, rief uns eine vorbeigehende Dame zu: „Meine Herren, das kann Polen kosten!“ Gemeint war Deportation nach Polen. Es überließ mich kalt, aber richtiger Hunger tut auch weh. Auch Mutti schleuste, wie alle, Holz, Kohlen und Kartoffeln. Man erlangte darin schließlich eine Fertigkeit, die einem New Yorker Gangster Ehre gemacht hätte. Zum Brennen gab es in einem großen Sägewerk, in dem die Betten, Särge, Stühle und Stühle für die Prominenten angefertigt wurden, auch Hobelspäne, und zwar von 11.15–12.15 Uhr, leider gerade um die Essenszeit. Man mußte wie überall Schlange stehen. Zeitweise fungierten als Ausgeber ein Herr Oskar S. aus Trier, dessen Vater ein Vetter meines Vaters war und der mit mir auf dem Gymnasium in Trier auf der Schulbank saß, sowie ein Herr L. aus Bollendorf. Bevorzugen konnten mich die Herren aber selten, da die übrigen Reflektanten zu sehr dagegen aufbegehren. Ein sehr übler Umstand war auch, daß wir die letzten zwei Jahre keine Uhr hatten, wir haben heute noch keine. Ein Fachmann (Gauner) in Theresienstadt ließ sich die Reparatur im Voraus bezahlen (in Lebensmitteln 15 Mark), aber die meinige bekam ich überhaupt nicht wieder, die von Mutti war schlechter als vorher, sie kann nun gar nicht mehr repariert werden. Hier in der Schweiz (dem Land der Uhrenindustrie) wirkt sich dieser Mangel besonders unangenehm aus, da die Mahlzeiten etc. auf das pünktlichste eingehalten werden müssen.

In Theresienstadt hat man auch Witze gemacht, z. B.: Was ist der Unterschied zwischen dem Jahre 1938 und 1943? Im Jahre 38 hatte ich Kragenweite 43, im Jahre 43 habe ich Kragenweite 38. Politische Nachrichten schwirren dauernd herum, sie waren aber zu schön, um wahr zu sein. Auf alle Fälle hatten wir das letzte Jahr (1944) die Überzeugung, dass es mit Hitlerdeutschland abwärts geht. Der eine meinte, es kann höchstens noch zwei Jahre dauern, der andere sagte, es wird noch 4–6 Jahre dauern. Aber allgemein war man fest davon überzeugt, daß es mal ein Ende nehmen müsse. Nun frug man sich bange: „Wirst du es erleben?“ Infolge Verlust meiner 11 englischen Lehrbücher konnte ich in Theresienstadt den Unterricht nicht fortsetzen, der Kopf stand mir aber auch nicht danach. Ein einziges Buch, das erstklassige Wörterbuch von Langenscheidt, hatte man mir, vermutlich aus Versehen, gelassen. Der verstorbene Rabbiner Dr. F. hat es sich fast täglich ausgeliehen, er wollte auch zu seiner in den USA verheirateten Tochter. Im Jahre 1944 erbte ich dann von einem in Transport gekommenen Herrn ein Lehrbuch: Englisch lernen ein Vergnügen von Max Callum und fing dann wieder von vorne an. Hier in der französischen Schweiz soll man nun Französisch sprechen. Wie ist das nun bei einem so alten Graukopf zu machen? Das bißchen Französisch, das mir Herr J. während der Besetzungszeit beibrachte, habe ich in den zehn aufregenden Jahren auch wieder vergessen. In jedem Satz, den ich hier mit den Einheimischen spreche, kommen stets drei Sprachen vor. Man lacht, aber das macht mir nichts aus.

Habt Ihr nie etwas gehört von der Ölsardinen-Aktion für Theresienstadt? Ein Versandkonsortium in Lissabon forderte in Inseraten in US-Zeitungen auf ihm einige Dollar und die Anschrift eines in Theresienstadt befindlichen Lagerinsassen mitzuteilen. Das Konsortium sandte dann alle paar Wochen je nach der Höhe der Einzahlungen per Einschreiben Päckchen mit je zwei Dosen Ölsardinen, die auch ankamen. Die Päckchen der verstorbenen Adressaten und der in Transport Gekommenen wurden öffentlich ausgeschrieben und konnten von Blutsverwandten, deren Empfangsberechtigung beim Ghettogericht durch Aussagen zweier Zeugen nachgewiesen werden mussten, behoben werden. Eines Tages lasen wir in den öffentlichen Ausschreibungen den Namen Josef M. Da der Versuch nicht strafbar war, machten wir ihn, und es klappte. Die zwei Vettern von Mutti bezeugten, dass Clotilde S. die Tochter des in Köln verstorbenen Josef M. sei und dass Josef M. Verwandte in den USA hätte. Auf dem Päckchen war nie ein Absender oder Veranlasser der Sendung angegeben. Wir warteten immer auf Sardinien von Euch, aber es kamen keine. Kurze Zeit danach sahen wir auf den Listen den Namen Josef M. aus Frankfurt. Auch diese Päckchen wurden uns nach der Erfüllung der vorgeschriebenen Formalitäten ausgehändigt. Jedenfalls waren bei diesen letzteren Päckchen seine Kinder Walter

und Inge die Veranlasser. Diejenigen Päckchen, die nicht ausgehändigt werden konnten, wurden von der jüdischen Verwaltung an Kinder und schwache Erwachsene verteilt. Daß der Empfang von Sardinien jeweils eine riesige Freude auslöste, brauche ich wohl nicht zu sagen. Im Jahre 1944 erhielten auch Leute über 70 am Geburtstag ein Geschenkpäckchen, enthaltend etwas Margarine, etwas Zucker, etwas Konfekt, etwas rohe Kartoffeln und eine Dose Sardinien. Am 19.12.44 erhielt ich das Päckchen auch.

Eines Tages fing man an, das Ghetto ganz kolossal zu verschönern, kein Mensch wußte weshalb. Die Straßen wurden gewalzt, auf dem großen Marktplatz wurde Rasen angepflanzt, viele Bänke wurden aufgestellt und hört, hört! Ein Musikpavillon dort errichtet. Es wurde eine richtiggehende Musikkapelle gegründet, es gab dort viele erstklassige Musiker, und ein großes Kaffeehaus eingerichtet. Viele Häuser wurden neu angestrichen und in vielen wurden Waschräume und Wasserklosetts angebracht. Im Kaffeehaus gab's Kaffee mit Zucker für zwei Ghettokronen ohne Konzert und für drei mit Konzert. Die Aufenthaltszeiten waren jeweils zwei Stunden: 10–12. 12–14. 14–16. 16–18 Uhr. Auch für die Freizeitgestaltung wurde viel getan, und viele wissenschaftliche Vorträge wurden gehalten. Wegweiser gab es an jeder Ecke; die Bastei, eine ganz hoch gelegene alte Befestigungsanlage, von der man einen ganz herrlichen Blick in die Umgebung hatte, wurde für die Juden freigegeben, ein Sprengwagen fuhr durch die Straßen, es gab reichlich Badegelegenheiten, für jüngere Personen Brausebäder, für Krüppel und ältere Leute Wannenbäder, Straßenbeleuchtung etc. kurzum: es gab dauernd Verschönerungen, so daß es aussah, als wolle man aus dem Ghetto einen Badeplatz machen. Niemand hatte eine Erklärung für diese paradoxe Geschichte. Es wurde auch von der SS ein Film gedreht, der alles in schönstem Licht zeigte. Sicherlich sollte dieser Propagandafilm der Welt die Augen zuschmieren, da man von den Greueln in ausländischen Zeitungen lesen konnte. Am 11. November 1943 hieß es: Volkszählung! Am Abend vorher Fassung von Brot, Zucker und Leberpastete (Fischleber), 4 Uhr aufstehen. 6.30 Uhr antreten, 7 Uhr Abmarsch nach dem etwa eine Stunde von Theresienstadt entfernten Riesenexerzierplatz, der von Soldaten mit Gewehr umsäumt war. Alle mußten mit, nur die nicht gehfähigen und bettlägerigen Kranken blieben in Kasernen zusammengelegt zurück. Was sollte das bedeuten? Zählen konnte man uns doch bequemer in den Kasernen und Häusern, außerdem hatte man ja genaue Listen, auf denen keine Person fehlen konnte. Wir wurden in Kolonnen zu 100 aufgestellt, so wie Hitler zu den Nürnberger Parteitag seinen Leute aufstellen ließ. Da standen wir den ganzen Tag und wurden ununterbrochen gezählt. Es war kalt und regnete, wir hatten Hunger und Durst und wurden schlapp, viele legten sich auf die nasse Erde. Das dauerte bis 18 Uhr, es war längst dunkel, keine Lampen. Man munkelte, daß man durch diese Schikanen

einen Aufruhr provozieren wolle, bei welcher Gelegenheit dann alle durch das bereitstehende Militär erschossen werden sollten. Der Abmarsch, der nun begann, war das Fürchterlichste, was ich in meinem Leben mitgemacht habe. Ohne Ordnung, ohne Kommando, in ganz entsetzlichem Wirrwarr, strömte alles dem einzigen Ausgang nach der Stadt zu. Der Platz war von vielen Wassergräben durchzogen, die man in der Dunkelheit aber erst bemerkte, wenn man hineingestolpert war. Alles schrie durcheinander, Kinder weinten, Mütter riefen, es war ein Riesenknäuel von Menschen, das nicht zu entwirren war. Ging man eine halbe Stunde nach rechts, dann wurde gerufen, man müsse sich viel weiter links halten, um den Ausgang zu erreichen, genauso war es aber auch umgekehrt. Nachdem wir bereits über zwei Stunden so geschunden worden waren, brach Mutti ohnmächtig zusammen. Lang hinfallen konnte sie nicht, da alle zu eng ineinander gepfercht waren, sie sank in die Knie und auf die nasse Wiese. Ich war nicht in der Lage, ihr etwas zu geben, da nichts da war; einen Wassergraben konnte man in der Dunkelheit nicht sehen und in dem Gedränge auch nicht erreichen. Um Hilfe rufen war ganz zwecklos. Eine Dame neben mir gab mir dann ein Stückchen trockenes Brot, ich steckte es Mutti langsam in den Mund, und sie erholte sich bald. Das Gewirr ging weiter. Endlich, gegen 22 Uhr, konnte man in der Ferne die Lichter von Theresienstadt sehen. Es war dann 23 Uhr, als wir zu Hause waren. Für den Weg von einer Stunde haben wir fünf Stunden gebraucht. Wie viele Tote es gab, weiß ich nicht mehr. Todmüde legten wir uns hin und dankten Gott, daheim zu sein.

Die vielen Transporte, die stets um Mitternacht bekanntgegeben wurden, veranlaßten sehr oft einige Selbstmorde. Die Leute zogen den Freitod einem ungewissen Schicksal in Polen oder sonst einem KZ vor. Auch in Muttis Stube nahm sich eine Dame, Frau W., das Leben, nachdem ihr Mann vorher an Entkräftung gestorben war.

Im März 44 gab es für uns wieder kritische Tage erster Ordnung. Vier Herren, darunter auch ich, wurden in einen anderen, etwa 7 Minuten weiter entfernt liegenden Block (Q 4I8) verlegt. Am Umzugstag gab es Schnee und Regen, und ich erhielt ein miserables Quartier. Kein Bett, miserable Zimmergenossen, 52 Treppenstufen. Es begann für uns eine miese Zeit. Nach etwa 6 Wochen konnte ich im selben Hause ein anderes Zimmer mit Bett bekommen. Zwei Brote für den Hausältesten. Überhaupt war in Theresienstadt der Hausälteste ungefähr dasselbe, was in Preußen ein Minister war; es war sogar eher möglich, zu einem Minister zu gelangen als zu einem Hausältesten. In dem neuen Zimmer hatte ich anständige Zimmergenossen. Ich bekam dort auch mal wieder Durchfall mit 39 Grad Fieber. Mutti, die noch immer in Q 2II wohnte, blieb zwei Nächte auf einem Stuhl sitzend bei mir. Da dieser Block (Q 4I8) vorher durch Vergasung entwanzt

worden war, gab es damals bei mir keine Wanzen. Muttis Block dagegen ist überhaupt nie entwanzt worden. Sie hatte furchtbar unter dieser Plage zu leiden. Schon zu Hause mußte sie jeden Floh, den die Kundschaft brachte, haben. Im Sommer 44 wurde die Wanzenplage unerträglich, die vielen Flöhe beachtete man schon gar nicht mehr. Mutti schlief auf der Erde und fing trotzdem jede Nacht einige hundert Wanzen. Man kam dann auf die Idee, im Freien zu kampieren. Es wurden im Hof Bretter und Hocker auf die Erde gelegt. Matratzen und Decken hinuntergetragen, und Mutti schlief dort tadellos. Es kam auch mal ein Gewitterregen, alles mußte ins Haus flüchten, und die Betten wurden naß. Es schliefen in Muttis Hof ca. 50 Personen.

Eines Tages hieß es, es kommt eine Besichtigungskommission vom Roten Kreuz. Es wurde geschrubbt und geputzt und alles sauber gemacht: das, was man nicht sehen sollte, wurde weggeschafft. Die Bretterzäune, die unsere Bewegungsgrenzen markierten, wurden abgerissen, und in den Häusern gab es dauernd Vorbesichtigungen durch Haus- und Blockälteste etc. Die Besichtigungskommission kam auch eines Tages in mehreren Autos in Begleitung von Prager SS-Offizieren angefahren. Aber, O Graus! Die Kommission wurde von der SS geführt, es wurde ihr nur das gezeigt, was man für angebracht hielt, die kleine Festung hat sie nie zu sehen bekommen. Aber das bessere und reichlichere Essen, das es an diesem Tage gab, zeigte man ihr. O armes Rotes Kreuz, wie hast du dich narren lassen! Ich habe neulich in einer Schweizer Zeitung einen schweren Vorwurf gegen das Rote Kreuz gelesen, der besagte, daß bestimmt bei energischem Auftreten dieser internationalen Organisation viele der in den Lagern vorgekommenen Gräueltaten hätten verhütet, mindestens aber vermindert werden können. Allein das Rote Kreuz war in der Lage, den Verbrechern etwas auf die Finger zu sehen.

Ich habe in Theresienstadt Töpfe repariert. In Offenbach hatte ich bereits ein Verfahren erfunden, Löcher in Töpfen, Eimern etc. zu reparieren. Wenn sie auch nicht alle wieder feuerfest wurden, so wurden doch alle bestimmt wasserdicht. Ich bekam hier für meine Arbeit Zucker oder Margarine, und zweimal erhielt ich getrocknete Erbsen. Meine Kundschaft war zufrieden und ich auch. Eines Tages ging mir das Material aus, und es war Schluss, Die Schuhreparaturen für Mutti und mich habe ich auch zum größten Teil selbst gemacht, allerdings war Mutti eine undankbare Kundin, sie hatte stets was zu nörgeln, während andere Damen von den ihnen reparierten Absätzen entzückt waren.

Zwei- oder dreimal hat Mutti auch Kartoffelklöße, eine erstklassige Delikatesse, in Theresienstadt gemacht, ohne Mehl oder Grieß war das allerdings zu schwer, sie fielen auseinander. Auch Brotkuchen machte sie schon mal, der war immer hervorragend. Man nahm dazu nur Kartoffeln und Brot und etwas Margarine. Fürs Backen gab sie uns ein Stück von dem Kuchen.

Eine Zeitlang kamen in Theresienstadt jede Nacht große Lastwagen mit Möbeln aller Art an. Ein großer Teil kam aus dem Protektorat, aber auch viele aus Deutschland. Jede Gattung war vertreten, auch Klaviere und Flügel. Die gewöhnlichsten und die allerfeinsten waren vertreten. Vor allem deckten sich die Prominenten ein. Ich selbst schleuste nur die inneren Bretter aus den Schränken zum Verbessern unserer Einrichtung und zum Verbrennen. Beim Abladen wurden die Möbel vom Wagen heruntergeworfen, und 60–80 % ging in Stücke. Ich sah einen derart zugerichteten Flügel an der Erde liegen, Kinder

traten mit Füßen auf die Tasten und amüsierten sich. Die Kinder waren im Allgemeinen sehr ungezogen. Sie traten sich mit Füßen und waren auch frech gegen Erwachsene. Dabei ging es den Kindern doch gut. Sie hatten bedeutend besseres Essen in der Kinderküche und dieselben Quantitäten, auch Brot wie die Erwachsenen. Mutti holte eine Zeitlang für eine schlesische Kundin das Kinderessen, und die Kundin bezahlte diese Arbeit mit Kinderessen. Auch des Abends bekamen die Kinder stets gutes und reichliches Essen, während wir sehr oft des Abends nur Kaffee und oft auch nur eine Suppe erhielten.

Gemeinschaftsgeist kannte man in Theresienstadt leider nicht, der Egoismus prägte sich bei allen Gelegenheiten aus. Neid und Mißgunst waren in starkem Maße vorhanden. Wir hatten darunter sehr zu leiden, da Mutti trotz allem Ungemach immer gut aussah und anständig gekleidet war. Sie stach von den vielen Schabbesgriss vorteilhaft ab.

Am Freitag, dem 3. Februar 1945, erhielten viele, darunter auch wir, die Aufforderung, uns um Mitternacht im großen Saal der Sokolovna⁶ einzufinden zwecks Registrierung für einen nach der Schweiz abgehenden Transport. Es gab Tausende von Ungläubigen, ich dagegen war Optimist. Wir trabten nachts hin, und die Zeremonien wurden erledigt. Man sagte uns dort, daß kein Zwang zur Teilnahme bestehe und daß alle Teilnehmer am 4.2. dem Kommandanten persönlich vorgeführt werden sollen. Viele, die nicht an die Schweiz glaubten, traten zurück. Von Muttis Zimmer drei oder vier, von meinem Zimmer ein Ehepaar aus Hamburg. Er wollte mit, aber seine Frau nicht. Ich ließ mich aber durchaus nicht beirren.

Nach der Vorstellung beim Kommandanten, der jeden fixierte, ging es eilig ans Packen, da man bereits am selben Abend in der Schleuse der Hamburger Kaserne antreten sollte. Leider regnete es unaufhörlich, den größten Teil unserer Habe ließen wir zurück, da pro Person nur 50 kg mitgehen durften. Kartoffeln, Mehl und sonstiges bekam Franziska M., die dort bleiben mußte, die übrigen Sachen, Kleider, Schuhe, Wäsche etc. blieben eben dort. Es war uns nicht möglich weiterzuarbeiten, wir legten uns zwei Stunden mit den Kleidern aufs Bett und schleppten uns dann um vier Uhr nachts nach der Hamburger Kaserne. Dort wurden wir in eine Stube, die Platz für 12 Personen bot, zu 85 Personen hineingepreßt, ein haarsträubender Zustand. Dort empfingen wir Brot und Reiseproviand. Um 9 Uhr gab es, als Mittagessen gedacht, eine dicke Gulaschsuppe; wir bekamen aber keine, da wir zu spät kamen. Gleich darauf mußten wir mit den 5–6 Handgepäckstücken im Hof antreten. Nach etwa einer Stunde Stehen wurde Mutti ohnmächtig, sie

Sekretariat
Prk/Brö.

Theresienstadt, 3.2.1945

Rundschreiben Nr. 200

Betrifft: Transport in die Schweiz.

Am Montag den 5.2.1945 wird von Theresienstadt ein Transport nach der Schweiz abgefertigt.

Personen, welche eine Einladung in das Gemeinschaftshaus Westg.3 zur Ueberprüfung ihrer Eignung für die Einteilung in diesen Transport erhalten, haben sich sofort nach Erhalt dieser Verständigung unter Mitnahme sämtlicher Personaldokumente in das Gemeinschaftshaus zu begeben.

Personen, welche nicht an den Transport teilzunehmen wünschen, haben sich gleichfalls in das Gemeinschaftshaus zu begeben und die Verzichtserklärung dort zu unterfertigen.

Minderjährige Kinder, deren Eltern in Theresienstadt verbleiben, können an dem Transport auch allein teilnehmen. In diesem Fall ist von den Eltern eine diesbezügliche Erklärung im Gemeinschaftshaus Westg.3 zu unterfertigen.

Kranke bzw. nicht gefähigke Personen, welche aus diesem Grunde das Gemeinschaftshaus nicht aufsuchen können, sind sofort nach Erhalt der Vorladung, unter Abgabe derselben bei der Gebäudeleitung, Hauptatr. 2/110 zu melden.

Die endgültige Einteilung in den Transport erfolgt durch die Dienststelle Morgen, Sonntag den 4.2.1945 nach einer Besichtigung der für den Transport vorgesehenen Personen. Diejenigen Personen, welche für die Besichtigung in Betracht kommen, erhalten nach der Ueberprüfung im Gemeinschaftshaus Westg.3 eine diesbezügliche Mitteilung.

Es wird nochmals darauf hingewiesen, dass sämtliche Personen, welche eine Vorladung erhalten, noch heute Nacht im Gemeinschaftshaus unter Mitnahme sämtlicher Personaldokumente erscheinen bzw. der Gebäudeleitung als krank (nicht gefähig) gemeldet werden müssen.

Sekretariat
m.p. Prochnik

Abb. 7: Rundschreiben vom Februar 1945, das über einen Personentransport in die Schweiz informiert; (© 2015 Jewish Museum in Prague, Document.jpg. shoah/t/2/A/2s/150/034.)

Ich erkläre durch meine eigenhändige Unterschrift für mich und meine minderjährigen Kinder (bis 21 Jahre)

Name:	Kenn-Nr.	Geb. Jahr
_____	_____	_____
_____	_____	_____
_____	_____	_____

dass ich (wir) nicht an dem am 5.2.1945 nach der Schweiz abgehenden Transport teilzunehmen wünschen.

Unterschrift: _____

Kenn-Nr.: _____

Anschrift: _____

Abb. 8: Formular einer Verzichtserklärung an einem Transport in die Schweiz teilzunehmen (© 2015 Jewish Museum in Prague, Document.jpg. shoah/t/2/A/10k/327/069/010)

6 Sie diente bis 1944 als Krankenhaus, zeitweilig als Typhusspital und wurde während der „Stadtverschönerung“ als Theater- und Vortragssaal und Vorlesehalle ausgestattet. Einiger der kranken, später in der Kleinen Festung ermordeten Bialystoker Kinder waren hier kurzfristig untergebracht.

legte sich trotz Regen in den Dreck. Zwei Leute trugen sie nach der Hamburger Ambulanz, ich mußte beim Gepäck bleiben. Ich stand wie auf Kohlen, da dauernd Leute in meiner Nähe zum Verladen auf den Bahnsteig geführt wurden. Endlich brachte man Mutti bleich und schlapp zurück. Der Arzt habe ihr eine Spritze gegeben und geraten, dazubleiben und mit einem späteren Transport zu fahren. Darauf ließ ich mich unter keinen Umständen ein. Als Mutti auf dem Bahnsteig wieder umzufallen drohte, frug ich leichtsinnigerweise den Kommandanten, ob sie nicht gleich Platz nehmen könne. Er lehnte das ab, befahl aber einem jüdischen Helfer, sie festzuhalten, damit sie nicht umfalle. Da endlich wurde sie in das Abteil, es war ein Personenzug, hineingehoben. Wir waren dort zu 9 Personen, sehr eng, das Fenster war heraus, dafür war ein Stück Pappdeckel da, über die Reise von Theresienstadt nach der Schweiz findet ihr einliegend einen Bericht. Ich habe diese Schreibe gespart. Der Bericht ist von einer fremden Dame, die auch mit nach der Schweiz fuhr. [Dieser Bericht fehlt. Anm. des Herausgebers].

Wir kamen in St. Gallen⁷ ins erste Schweizer Quartier in das riesige Schulgebäude Hadwig. In jedem Zimmer 45–50 Personen auf Stroh. Essen gut, täglich zweimal 2 oder 3 Äpfel, ein lang entbehrter Genuß, auch gab's Zigaretten. Wir wurden dort untersucht, gebadet etc.. Mutti bekam nach mehreren Tagen wieder Durchfall und kam für zwei Tage dort ins Krankenhaus, wo sie gut behandelt und gepflegt wurde.

Am 14.2.45 morgens 9.00 Uhr fuhren wir dort ab und wurden auf verschiedene Camps in der Schweiz verteilt. Wir kamen nach Les Avants bei Montreux am Genfer See⁸. Rot-Kreuz-Schwester begleiteten uns bis Montreux. Unterwegs reichte die Bevölkerung, obwohl es verboten war, Äpfel und Konfekt

durch die Fenster. Am Bahnhof Montreux, wo wir in die elektrische Bergbahn nach Les Avants umsteigen mußten, erwartete uns eine Volksmenge, die sich, trotz der mit Gewehr abwehrenden Soldaten, nicht abhalten ließ, uns Äpfel, Konfekt, Brötchen, Zucker etc. in alle Taschen, ja sogar in den Mund zu stecken. Schokolade, die hier sehr



Abb. 9: Schulhaus Hadwig in St. Gallen (Postkarte)

7.2.45.

Auffanglager St. Gallen

638	Schidrowsky Auguste	Deutschland	24. 3.72	Belmont
336	Schiel Gerson	Deutschland	12.12.40	Les Avants
363	Schiffen Helene	Deutschland	31. 5.66	Les Avants
366	Schild Gerda	Deutschland	23.11.22	Les Avants
750	Schindler Alfred	Deutschland	2.11.86	Belmont
972	Schindler Jacob	Deutschland	21. 2.68	Les Avants
681	Schirokauer Leny	Deutschland	14.10.72	Belmont
333	Schirokauer Luise	Deutschland	24. 4.73	Les Avants
745	Schirokauer Nathan	Deutschland	22. 5.77	Belmont
694	Schleiner Henriette	Deutschland	2. 4.91	Belmont
736	Schlesinger Eugen	Deutschland	23.11.77	Belmont
616	Schlesinger Hertha	Deutschland	6. 2.91	Belmont
633	Schlesinger Johanna	Deutschland	19. 3.75	Les Avants
1052	Schloss Chlotilde	Deutschland	11. 6.77	Les Avants
526	Schloss Emilie	Deutschland	22. 7.75	Tour Haldimant
1158	Schloss Max	Deutschland	19.12.72	Les Avants
708	Schloss Oskar	Deutschland	19.12.78	Tour Haldimant
631	Schmal Bella	Deutschland	22. 2.77	Les Avants
313	Schmal Recha	Deutschland	29. 9.00	Les Avants
314	Schmelz Jeannette	Deutschland	16.12.74	Les Avants

Abb. 10: Auszug aus der Einreisliste aus Theresienstadt in die Schweiz mit Max und Clothilde Schloss; Quelle: ETH Zürich IB SIG-Archiv 2773

7 Schmid, Catrina: Der Zug in die Freiheit: Das Schicksal jüdischer Gefangener aus dem KZ Theresienstadt und ihr Aufenthalt im Hadwig-Schulhaus in St. Gallen im Februar 1945. Eine Untersuchung von Einzelfällen und die Darstellung individueller Schicksale auf der Grundlage von Zeitzeugengesprächen und Quellenanalysen.

8 Zuvor waren sie noch kurze Zeit in Brissago; Les Avants ist ein Ort in der Gemeinde Montreux im Schweizer Kanton Waadt. Der Ort liegt etwa 3 km nordöstlich des Genfersees oberhalb von Montreux auf einer Höhe von etwa 1000 m in den Waadtländer Voralpen.

knapp und streng rationiert ist, gab es nicht. Um ca. 5 Uhr nachmittags kamen wir in Les Avants an, ca. 1000 m hoch.

Von der herrlichen Gegend waren wir entzückt, nicht aber von der Unterkunft. Wir kamen in das vermutlich früher elegante Grand-Hotel, das heute, wohl infolge des

Krieges heruntergewirtschaftet, als Camp für Flüchtlinge, Juden und Arier, eingerichtet ist. Wir kamen in den 5. Stock, 105 Treppenstufen, ein kleines, enges Zimmer, das wir mit einem holländischen Ehepaar teilten. Wieder lagen wir an der Erde auf Strohsäcken. Die Verpflegung (ca. 700 Personen) war nicht gut. Militärbewachung.



Abb. 11: Ankunft im Schulhaus Hadwig in St. Gallen; Foto: Scheiwiller, Stadtarchiv St. Gallen



Abb. 12: Nachtlager im St. Gallener Schulhaus; Foto: Scheiwiller, Stadtarchiv St. Gallen

[Schmid, Catrina, siehe Anmerkung 7]:

Camilla Hirsch, eine mit diesem Transport Gerettete, schrieb in einem Zeitungsbericht in „Der Neue Weg“, dass die ersten Gerüchte über einen Transport in die Schweiz am 3. Februar 1945 herumgingen. Der Ältestenrat musste der Lagerkommandatur eine Liste mit Personen für den Transport vorlegen. Laut Beobachtungen bei der Lagerkommandatur war sich der Ältestenrat praktisch sicher, dass der Transport wirklich in die Schweiz fahren würde. In Friedrichshafen blieb der Zug über Nacht stehen. Die Reisenden sahen entfernte Lichter und wussten so, dass sie in der Nähe der Schweiz waren, da in Deutschland noch die Verdunkelungsvorschrift galt. Es gab einen Befehl der mitreisenden SS-Männer, die Judensterne auf der Kleidung zu entfernen, die Frauen mussten Lippenstift auftragen und die Männer mussten sich rasieren. Am nächsten Morgen, es war der 7. Februar 1945, fuhr der Zug weiter nach Konstanz. Die Personen stiegen in zwei Sonderzüge der SBB um und kamen um 11.45 Uhr in Kreuzlingen an. Die Schweizer brachten den Ankommenden Äpfel, Backwaren und Zigaretten und begrüßten sie mit einem Lächeln, was die Theresienstädter Flüchtlinge seit langer Zeit nicht mehr erlebt hatten. In Kreuzlingen bekamen die Flüchtlinge eine heiße Suppe, später fuhren sie weiter nach St. Gallen.

Am Nachmittag des 7. Februar kamen die beiden Züge in St. Gallen am Bahnhof St. Finden an. Die meisten Personen waren ältere Leute und konnten nicht ohne Hilfe aus den Zügen aussteigen. „Es war ein Bild des Jammers und Entsetzens“ In zwei Gruppen gingen die Geretteten zu Fuß bis zum Schulhaus Hadwig an der Notkerstraße in St. Gallen.

Drei Wochen kein Ausgang, dann wöchentlich zwei- bis dreimal von 13.30 – 17.30 Uhr, nur mit Ausgehkarten. Trotzdem waren wir glücklich, den Nazis entronnen zu sein. Als nach vier Wochen ein Teil nach einem anderen Camp verlegt wurde, kamen wir in den 3. Stock mit einem sehr miesen schlesischen Ehepaar zusammen, und o Graus, nach 8 Tagen kam infolge Zugang ein drittes Ehepaar dazu. Es war wieder furchtbar eng, und die [...]

was geben, vielleicht Hitler? Eine Reise nach Montreux konnten wir uns noch nicht erlauben. Für all das Unangenehme entschädigt uns die prachtvolle Umgebung. Von unserem Zimmer aus sehen wir hinab auf einen Teil des Genfer Sees und hinauf auf die riesigen, unten mit Tannen bepflanzten und oben mit ewigem Schnee bedeckten Berge. An die Höhenluft, die uns beiden die erste Zeit sehr schlecht bekam, haben wir uns inzwischen gewöhnt.



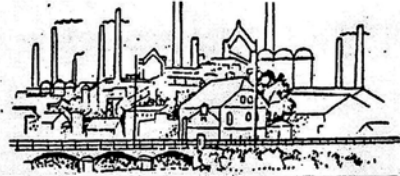
Abb. 13: Les Avants, Grand-Hotel, in den Bergen oberhalb von Montreux gelegen; alte Postkarte

war unverschämt. Neid und Mißgunst. Ihre Füße waren verkehrt eingehängt, aber dafür konnten doch wir nichts. Aber auch dieser Schmerz ging vorüber. Die Tschechen wurden nach weiteren vier Wochen verlegt, und nun sind wir vier Personen zufrieden und vertragen uns. Die Tschechen übrigens wurden von ihrem Konsulat sehr unterstützt, bekamen monatlich 30 Frs Taschengeld extra, bekamen neue Schuhe und Kleider, Brot, Kuchen und vieles andere. Sie konnten sich Obst, Wein, Käse, Süßigkeiten und sonstige punktfreie Dinge kaufen, konnten auch ins Café gehen und fuhren wöchentlich ein- bis dreimal nach Montreux, Retourfahrkarte 2,80 Frs. Auch die Holländer erhalten von ihrem Konsulat Sonderzuteilungen. Nur die Deutschen und Österreicher erhalten nichts als monatlich 10 Frs Taschengeld, das gerade ausreicht für Porto und Schreibmaterial, auch mal für Brotaufstrich. Wer sollte uns auch



Abb. 14: Vevey, Altersheim „Les Berges du Léman“, Wikimedia

Mutti wiegt wieder 101 Pfund, ich 139 Pfund. Unsere Brotration beträgt 200g, neue Kartoffeln hatten wir noch nicht. Ich könnte zu diesem Bericht noch Ergänzungen von 20–30 Seiten schreiben, aber das würde zu lange dauern, vielleicht später mal.



Gerechte Sühne für Judenverfolgung / Die Fraulauterner Vorfälle vor der Strafkammer

In Saarlouis - Fraulautern war am 9. November 1938 eine Kundgebung der Nazis, nach deren Beendigung sich SA-Leute im Lokale Irsch und später im Gasthaus „Zur Kiste“ trafen. Hier gab der damalige SA-Sturmführer Trautvetter, der inzwischen gefallen ist, nach einem Trinkgelage den Befehl, etwas gegen die Juden zu unternehmen. Zwei jüdische Familien wohnten damals noch in Fraulautern. In der Lebacher Straße die Familie Wolff und in der Lindenstraße die Familie Schloß. Die Haustüren wurden gewaltsam aufgebrochen und die Teilnehmer an der Aktion drangen in die Wohnungen ein, wo sie so ziemlich alles zerschlugen, was

in die Hände fiel. Einrichtungsgegenstände warf man durch die Fenster ins Freie. Im Hause Wolff war die Familie anwesend und hier benahm man sich besonders häßlich. Aufgeschreckte Nachbarn, die um Ruhe baten, wurden mit einem Schreckschuß vertrieben.

Die an dieser Aktion Beteiligten hatten sich nun am Donnerstagnachmittag vor der in Saarlouis tagenden I. Strafkammer des Landgerichtes Saarbrücken zu verantworten. Unter der Anklage des Verbrechens gegen die Menschlichkeit standen: Josef Wolff, Karl Foss, Alfons Rübenach und Wilhelm Karl Kassel. Die Angeklagten Rübenach und Kassel waren nur in einem Falle strafbar geworden, während die übrigen sich gemeinschaftlich und fortgesetzt handelnd im Sinne der Anklage vergangen hatten.

Landgerichtsdirektor Dr. Heiden hob in seinem Plädoyer hervor, daß nicht die Angeklagten, sondern die führenden Männer der damaligen NSDAP und ihrer Gliederungen die wahren Schuldigen seien. Es berühre angenehm, daß die Angeklagten den Mut gehabt hätten, ihre Taten zuzugeben, weshalb sie Milde verdienten. Bezüglich Wolff und Foss beantragte er eine Gefängnisstrafe von einem Jahr, wobei er dem Gericht anheimgab, bezüglich des Angeklagten Wolff bei der Zumessung der Strafe zu berücksichtigen, daß dieser Angeklagte 20 Monate interniert gewesen sei, der Staatsanwalt erachtete, somit anstelle der beantragten Gefängnisstrafe von einem Jahr eine Strafe von 6 Monaten für angemessen. Für Rübenach und Kassel wurden je 6 Monate Gefängnis gefordert.

Rechtsanwalt Dr. Flesch (Saarlouis) verteidigte den Angeklagten Rübenach und bat um ein mildes Urteil, da sein Mandant nur durch jugendlichen Vor-

witz und Unvernunft in diese Angelegenheit hineingekommen sei. Wolff bereute seine Tat und betonte, daß er durch die Internierung genug gelitten habe. Der Angeklagte Foss wies auf seine Kriegsgefangenschaft in Rußland hin; auch Kassel brachte seine Reue zum Ausdruck.

Nach eingehender Beratung verkündete Oberstaatsanwalt Dr. Frantz folgendes Urteil: Es werden bestraft, wegen fortgesetzten gemeinschaftlichen Verbrechens gegen die Menschlichkeit: Wolff zu 6 Monaten und Foss zu einem Jahr Gefängnis, die Angeklagten Rübenach bzw. Kassel zu sechs und fünf Monaten Gefängnis. In der Urteilsbegründung hieß es: Wenn die Angeklagten nicht geständig gewesen wären, hätten sie weit höhere Strafen zu erwarten gehabt. Die Internierungshaft habe man im Falle Wolff bei der Strafzumessung berücksichtigt, trotzdem die Tat gleich schwer wie die des Foss wiege. Bei Kassel seien seine Kopfverletzung und sein Einsatz bei den Minensuchern berücksichtigt worden. — Sämtliche Angeklagten behielten sich Erklärungen zu dem Urteil vor.

Damit dürfte ein Schlußstrich unter die Ausschreitungen gesetzt sein, die

vor mehr als 10 Jahren in Saarlouis stattfanden. Zur Ehre der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung sei gesagt, daß sie damals entrüstet von diesen Dingen abrückte, die sie zwar nicht verhindern, auf alle Fälle aber tief verabscheuen konnte. Oberstaatsanwalt Dr. Frantz wies darauf hin, daß immer ein einträchtiges Verhältnis zwischen der christlichen Bevölkerung und dem jüdischen Volksteil in Saarlouis geherrscht habe, so daß der gute Kern der Bevölkerung gesund und einwandfrei geblieben sei. Mögen nun die Urteile, die nach reiflicher und verantwortungsbewußter Beratung ausge-

sprochen worden sind, den Schlußpunkt unter ein dunkles Kapitel unserer Geschichte setzen. Jetzt, wo diese Dinge überwunden sind, wollen wir uns wieder in unserem Gemeinschaftsleben auf den Boden des Rechtes stellen und jeder Willkür entgegenreten.

Milde Strafen für die Täter

Der Prozess: In der öffentlichen Sitzung des Landgerichts in Saarbrücken vom 21. April 1949 wurden vier der Täter der Fraulauterner Gewalttaten angeklagt, sechs weitere sind im Krieg umgekommen unter ihnen auch der Haupttäter T. Die Angeklagten W. und R. erhielten eine Gefängnisstrafe von je sechs Monaten, der Angeklagte F. ein Jahr und der Angeklagte K. fünf Monate Gefängnis.

Abb. 15: Ausschnitt aus der SVZ, Saarländische Volkszeitung, worin über den Strafprozess gegen die Gewalttäter in Fraulautern berichtet wird und deren Namen genannt sind

Max Schloss⁹ und seine Frau erhielten im November 1947 Dauer asyl und blieben in der Schweiz und wohnen ab 1950 in Vevey 12 im Altersheim „Les Berges du Léman“. Laut Entschädigungsbescheid des Regierungspräsidenten in Darmstadt erhielt Max Schloss eine Abfindung von 3600 DM und monatlich 300 DM Rente. Seine Frau bekam eine Abfindung von 14.781,43 DM und eine monatliche Rente von 253 DM.

Family Name SCHLOSS	Given Name CLOTILDE	Initial S 42
Nationality (Citizenship) SWISS	Passport Number 2886	
United States Address WASHINGTON AVE BELLEVILLE		
Airline & Flight No. or Vessel of Arrival SWISSAIR 872	Passenger Boarded At GENEVA	
Permanent Address VEVEY SUIT ADMITTED	NEW YORK, N. Y. 91	
Birthdate 11. 7. 1872	Birthplace JAN 8 - 1961	
Birthplace ICHEUNHAUSEN/GER	CLASS 13 R	
Visa Issued At GENEVA	Date Visa Issued 3. 9. 57	July 7/61

Abb. 16: Ausreise von Clothilde Mann in die USA am 8. Januar 1961

Max Schloss verstarb dort im Hospital „La Providence“ am 29.02.1956. Seine Frau Clothilde zog im Januar 1961 nach Belleville zu ihrem Sohn Julius. Sie starb dort am 03.06.1964.

Von Max Schloss ist ein Brief vorhanden, den er am 17.02.1945 nach der Ankunft in Les Avants an den Vorstand der jüdischen Kultusgemeinde Zürich schrieb¹⁰:

Sehr geehrter Vorstand!

Gestatten Sie mir Ihnen eine Bitte vorzutragen:

Ich bin mit meiner Frau Clothilde Schloss, geborene Mann, 28 Monate in Theresienstadt gewesen. Wir kamen von dort nach St. Gallen, wo wir [...] und äußerst liebevoll behandelt wurden. Vor 2 Tagen brachte man uns nach Les Avants zur Quarantäne. Leider sind wir hier miserabel untergebracht, im 5. Stock, sehr kalt, kein Bad, nur 1 Strohsack auf der Erde und 2 Decken. Wir müssen in den Kleidern schlafen. Meine Frau ist 67, ich 72 Jahre alt, beide sehr herzleidend und mit sonstigen Krankheiten belastet. Ich war ca. 40 Jahre stellvertretender Vorsitzender der Kultusgemeinde in Saarlautern (früher Saarlouis). Da unser Gepäck noch immer nicht hier ist, kann vermutlich mit dem Verlust desselben gerechnet werden.

Ich bitte um Folgendes:

Das in Anlage beigefügte Brieffelegramm an meinen Sohn in New-York abzusenden.

Mir folgende Sachen nach hier zu senden: 1 Wolldecke, 1 Herren-Oberhemd und einige Kragen, Halsweite 41.1, wollenes Herren-Unterhemd und Unterhose, 1 Paar wollene Socken 43/44, 1 Damen-Trikothemd Gr. 40, 1 Packung Ovomaltine, etwas Chocolate, Briefbogen und Umschläge, einige Auslandspostkarten, 1 Deutsch-Französisches Wörterbüchlein „Metoula“ von Langenscheidt und wenn möglich etwas Geld, da wir vollständig mittellos sind. Mein Sohn in New-York wird es sich zur Ehre annehmen Ihnen nach Eintritt geregelter Verhältnisse alles zu ersetzen. Ich bitte u. gebl. Benachrichtigung, ob sie meine Wünsche entsprochen haben und danke Ihnen im Voraus herzlich.

Max Schloss, geboren 19.12.1872, früher in Saarlautern

Nachtrag am 23.02.1945:

Dieser Brief vom 17.02., den ich auf hiesige Anweisung in den Briefkasten gab, kam heute zurück zur Frankierung, da wir Flüchtlinge heute pro Person 4 Francs ausbezahlt bekommen, die zur Anschaffung von Briefmarken, Postkarten, Schreibmaterial und sonstige Kleinigkeiten dienen sollen. Inzwischen ist auch die erbetene Wolldecke überflüssig geworden, da wir diese erhielten. Das Brieffelegramm bitte ich abzusenden und mir die übrigen Sachen bald gefl. Nach hier zu senden.

Fotonachweis

- Archiv Hans Peter Klauck
- Stadtarchiv Offenbach-am-Main (HdS OF-Archiv)
- Stadtarchiv St. Gallen
- Wikimedia

- 9 Die nächsten Anverwandten der Familie Schloss waren 1945/47:
Sohn Prof. Julius Schloss, Hias P.O.B., 1425 Shanghai
Sohn Dr. Oskar Schloss, 383 Washington Ave., Belleville/
New-Jersey
Schwester Fanny Schloss und ihe Ehemann Leopold Gärtner,
New-York
Bruder Salomon Schloss, Arnheim
Bruder Rolf Schloss, Ramat-Gan, Palästina
Bruder Meier Schloss, Camp de Gurs
Bruder Myrtil Schloss, New-York
Schwester Marianne Schloss, Witwe Rosenstiel, Buenos-Aires
- 10 Stadtarchiv ST. Gallen: ETH Zürich IB VSIF-Archiv/S. 398
Betr. Max Schloss 01.05.1945 – 01.10.1960